

CARITAS

2016



Sozialalmanach

Familie ist kein Luxus

Das Caritas-Jahrbuch
zur sozialen Lage der Schweiz
Trends, Analysen, Zahlen

Kurt Lüscher

Die Unergründlichkeit von Familie: sechs Thesen für ein kleines Vademekum

Prolog: Mannigfaltigkeit

Vergegenwärtigen wir uns vorab mit einigen Beispielen, worum es geht, wenn an einem gewöhnlichen Tag wie heute von Familie die Rede ist:

- Es kommen 220 bis 230 Kinder zur Welt, etwa die Hälfte sind Erstgeborene. Es werden also 110 bis 115 neue Familien gegründet; ein Fünftel der Mütter ist nicht verheiratet; in annähernd 6 Prozent der Familienhaushalte leben Kinder mit Behinderungen, ein Sechstel unter ihnen ist stark eingeschränkt.
- In Spitälern und Kliniken werden 25 bis 30 Schwangerschaftsabbrüche vorgenommen, etwa zwei bis drei davon bei 15- bis 19-Jährigen; weitere Abbrüche erfolgen in Arztpraxen.
- Etwa 15 bis 20 Paare unterziehen sich einer Behandlung zur künstlichen Befruchtung, die rund 7000 bis 10000 Franken kostet, und sie hoffen, zu jenem Viertel zu gehören, deren Elternschaft gelingt.
- 20 bis 25 Ehen mit unmündigen Kindern werden geschieden, oft einhergehend mit langwierigen rechtlichen Auseinandersetzungen, die mittelbar auch andere Familienangehörige miteinbeziehen.
- Eine oder zwei gleichgeschlechtliche Partnerschaften werden eingetragen, etwas häufiger von Männern als von Frauen.

- Viele Mütter und Väter brechen früh auf, um ihre Kinder in die Kita oder zu einer Tagesmutter zu bringen. Wenn dies, beispielsweise wegen einer plötzlichen Krankheit, nicht möglich ist, geraten sie in eine schwierige Lage.
- Mütter und Väter, die zu den *working poor* gehören, müssen sich Gedanken darüber machen, was sie ihren Kindern zum Abendessen aufstellen können.
- Eine nicht genau zu ermittelnde, jedoch nicht geringe und anscheinend wachsende Zahl von Eltern nimmt an Veranstaltungen der Elternbildung teil oder sucht Rat bei Fachleuten.
- Eine kaum je eruierbare Zahl von Kindsmisshandlungen ereignet sich.
- Annähernd drei Menschen nehmen sich das Leben und mindestens vier bis sechs (Familien-)Angehörige sind davon betroffen.
- Notarinnen und Notare sitzen mit älteren Ehepaaren zusammen, um ein Testament aufzusetzen; allerdings betrifft dies nur rund ein Viertel der Erbfälle.
- Eine nicht vorhersehbare Zahl von Familien kommt als Flüchtlinge in der Schweiz an und ersucht um Asyl; viele von ihnen sind traumatisiert.

Jeder dieser Sachverhalte betrifft ein Thema im weiten Feld von Familie; viele weitere liessen sich anführen. Wie können wir uns dieser Mannigfaltigkeit annähern, die von persönlichen Schicksalen handelt und offen oder verdeckt Widersprüchlichkeiten offenbart? Wie können wir uns angesichts dieser Fülle in übergreifender Weise darüber verständigen, was mit Familie gemeint ist? Ich formuliere dazu sechs Thesen, gedacht als Grundstock eines kleinen Vademekums.¹

These 1: «La famille n'existe pas»

Ich lasse mich zunächst von einem Satz inspirieren, den der Künstler Ben Vautier als paradoxes Motto für den Schweizer Pavillon der Weltausstellung in Sevilla 1992 formuliert hat. Hier soll er einleitend deutlich machen: Von *der* Familie zu reden und zu schreiben, ist problematisch und lässt ausser Acht, dass sich das, was wir als «Familie» verstehen, im Laufe der Zeit ändert. Die Beispiele des Prologs verweisen auf die aktuelle Mannigfaltigkeit der Sachverhalte und der Begriffe. Ist dennoch von *der* Familie die Rede, namentlich in den Feldern der Politik und der Moral, gerät man in den Sog von Vorstellungen, laut denen es eine Urform von Familie gibt, an der man sich

zu orientieren hat. Pointiert ausgedrückt: Familie wird als selbstverständlicher Wert gesehen, als etwas «Natürliches».

Diese Sätze stehen meines Erachtens für eine eigentliche Familienrhetorik, also für ein öffentliches (und privates) Reden darüber, was Familie ist und sein sollte. Oft wird beides vermengt. Ebenso wird im Umkehrschluss festgelegt, was nicht als Familie gelten darf. Eine Variante von Familienrhetorik kann man auch in Streitgesprächen beobachten. Hier stützen sich die Argumente oft auf Berichte von persönlichem, subjektivem Erleben von Glück oder Unglück; man kann nicht daran zweifeln, ohne die Integrität der Sprechenden infrage zu stellen. Eine andere, sehr populäre Variante von Familienrhetorik setzt Trends, beispielsweise mit der Formulierung «immer mehr ...». Sie suggeriert eine generalisierende Unausweichlichkeit der Entwicklung, oft sogar eine faktische Normativität. Gegenläufiges, Widersprüchliches und überhaupt die Mannigfaltigkeit bleiben ausser Acht.

Die neuere Sprachphilosophie hat gezeigt, dass wir mit Reden und Schreiben meistens nicht nur berichten, sondern auch bewerten. Das gilt in besonderer Weise, wenn es um Familiales geht, denn es betrifft unsere Lebensführung und deren Rechtfertigung. Darum liegt es nahe, zu fragen: Können wir überhaupt ohne zu werten über Familie reden? Vermutlich kaum. Doch wir können uns dessen bewusst werden und es zur Sprache bringen.

Mit Blick auf Praxis und Politik heisst dies: Vielleicht ist Familienrhetorik unvermeidlich, doch wir können sie durchschauen. Eine wichtige Einsicht lautet dabei: Familie *ist* nicht! Sie ist kein Ding, auch keine Überperson, die handelt, genauso wenig wie der Staat oder die Gesellschaft. Familie wird gelebt – «im Plural» und dementsprechend mannigfaltig.

These 2: Familiäre Mannigfaltigkeit gibt es seit Menschengedenken

Selbstverständlich haben wir keine Urkunden über die Anfänge der Menschheit. Darum ist es müssig, nach einer Urfamilie zu suchen, um daraus normative und moralische Folgerungen abzuleiten (wie das in einfachen naturrechtlichen Argumentationen geschieht). Folgender Gedankengang scheint demgegenüber tragfähiger, auch und gerade im Hinblick auf Familien heute: Den Menschen ist *als Menschen* von Anfang an ebenso Natur wie Kultur eigen. Um zu überleben, müssen sie das Leben

gestalten, und dies geht einher mit der Fähigkeit, es zu erleben, also zu erfahren, zu bedenken und zu besprechen. Das erfordert überdies den Umgang mit Zufälligem und Unerwartetem, also mit Kontingenzen. Sie sind Anlass unterschiedlicher Deutungen und Sinngebungen des Lebens, insbesondere religiöser Art.

Ich greife hier die anthropologische Idee der Gleichursprünglichkeit von Natur und Kultur auf. Sie beinhaltet die scheinbar paradoxe Einsicht, Familie bezeichne eine in der Natur des Menschen angelegte kulturelle Aufgabe. Sie lässt sich als Gestaltung der für das individuelle und das gemeinsame Leben und Überleben unabdingbaren menschlichen Generativität verstehen, also der generationenübergreifenden Vor- und Fürsorge.

Generativität meint dabei die Art, wie Kinder gezeugt und geboren werden, wie sie aufwachsen und wie im Lebenslauf die Beziehungen zwischen den Generationen in privaten und öffentlichen Räumen gestaltet werden. Im Spannungsfeld von Natur und Kultur konnten und können diese praktischen Aufgaben auf vielfältige Weise erfüllt werden. Die Varianten ergeben sich durch die unterschiedliche Umgebung sowie durch die Organisation der Lebenswelten; sie sind beeinflusst von den Erfahrungen der Menschen und dem Wissen, über das sie verfügen, ferner von der Deutung der Zufälligkeiten menschlichen Lebens.

Ausgehend von dieser spannungsvollen, offenen Dualität von Natur und Kultur sind im individuellen und gemeinschaftlichen Erleben die Tatsache und die Möglichkeit von Differenz, von Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit angelegt. Die Pluralität von Familien, um ein anderes, heute geläufiges Stichwort zu verwenden, hat ihre Wurzeln somit in den Anfängen menschlicher Generativität und ist also an sich nicht neu. Vielleicht könnte man sogar sagen: Jede Gegenwart eines familialen Zusammenlebens birgt in sich die Möglichkeit eines eigenen Anfangs. Die Frage ist allerdings, in welcher Weise es sozial eingebettet ist. Denn Generativität ist nicht nur Aufgabe und Schicksal des einzelnen Menschen, sondern auch menschlicher Gemeinschaften. Darum erfordert sie Regeln in Form von Bräuchen, Sitten und Recht. Diese gelten indessen nicht ein für allemal, sondern sind abhängig von Wissen, Einfluss, Macht und Herrschaft sowie politischem Streit.

Was somit der Prolog als Mannigfaltigkeit familialen Lebens vergegenwärtigt, ist an und für sich nicht neu. Doch es ist auch nicht eine Wiederkehr des ewig Gleichen. Treffender ist es, diese Mannigfaltigkeit als Ausdruck dessen zu verstehen, wie Menschen *heute* die Herausforderung erfahren, Familie sinnstiftend und erfolgreich zu

leben, und wie sie die damit zusammenhängenden Aufgaben gestalten wollen und können.

In meinem Verständnis werden diese strukturellen gesellschaftlichen Dynamiken des Zusammenlebens und ihre Widersprüche von vielen Menschen im konkreten Alltag als *Ambivalenzen* erfahren, also als ein Sowohl-als-auch, ein Hin und Her oder ein Vor und Zurück, als Ungewissheit, als Schweben, Zaudern, Zögern und als Offenheit.

These 3: Familien entfalten sich in und um Generationenbeziehungen

Diese These postuliert, das Verständnis und die Gestaltung von Generationenbeziehungen ins Zentrum zu rücken. Sie ist eine Alternative zu dem anderen, weit verbreiteten Denken und Verstehen der Familie von der Ehe her. Letzteres scheint zwar auf den ersten Blick plausibel, wenn man von dem traditionellen bürgerlichen Modell ausgeht, in dem Familien der Abfolge von Bekanntschaft, Verlobung, Heirat und Haushaltsgründung sowie Elternschaft gehorchen. Doch dazu gibt es viele Alternativen. Es gab sie auch in der Vergangenheit.

Dass Mannigfaltigkeit und Alternativen heute das Bild massgeblich prägen, hat mindestens zwei Gründe. Erstens wissen wir heute wegen der Allgegenwart der Medien über die Verschiedenheit privater Lebensführung und Lebensformen besser Bescheid als zu Zeiten, da es noch kein Fernsehen und keine sozialen Medien gab. Zusätzlich gibt es eine von der Eigendynamik der Medien verstärkte Bereitschaft vieler Menschen, Privates und Persönliches in der Öffentlichkeit kundzutun. Minderheiten verschaffen sich so politisches Gehör. Das wiederum erhöht den Eindruck der Vielfalt und beeinflusst die Politik. Heute über Familie nachzudenken, erfordert somit, ihre Darstellung in den Medien und deren Folgen miteinzubeziehen.

Zweitens ist an eine angesichts der sich über Jahrtausende erstreckenden Geschichte der Menschheit erstaunliche Tatsache zu erinnern: Erst in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts wurde mittels einer bemerkenswerten Kooperation von medizinischer und demografisch-statistischer Forschung entdeckt, in welchem Zeitraum des weiblichen Zyklus eine Konzeption überhaupt möglich ist. Dann dauerte es nochmals Jahrzehnte bis zu einer weitgehend sicheren Empfängnisverhütung, obgleich eine solche schon seit dem Altertum versucht worden war. Weitere Erkenntnisse sowie die Reproduktionsmedizin sind hinzugekommen. So ist es für

breite Kreise der Bevölkerung in unserem Kulturraum und darüber hinaus möglich und sogar wünschenswert geworden, die Bedeutung des einzelnen Kindes für die Persönlichkeitsentfaltung von Mutter und Vater zu bedenken.

Das sind starke Argumente, die Generationenbeziehungen zum Bezugspunkt der Analyse familialer Lebensformen zu machen und dabei vorab die soziale und kulturelle Tragweite menschlicher *Generativität* zu erkunden. Dieser Begriff weist über die Demografie hinaus:

- In einer ersten Verallgemeinerung lässt er sich mit der Vorstellung verknüpfen, dass Menschen an sich die Fähigkeit haben, die Existenz nachfolgender Generationen in ihr Denken und Handeln miteinzubeziehen.
- Zweitens können die Menschen das Wohl nachfolgender Generationen reflektieren und entsprechend handeln. Dies lässt sich als Verpflichtung und Verantwortlichkeit für den Einzelnen und sinngemäss für soziale Institutionen postulieren.
- Eine dritte Verallgemeinerung, die in jüngster Zeit in die Diskussion eingebracht worden ist, trägt der Erfahrung und Einsicht Rechnung, dass auch die Jüngeren individuell und kollektiv ein Bewusstsein für das Wohl der Älteren entwickeln können und dies politisch gefordert wird.

Das schliesst zugleich die Möglichkeit ein, Generativität in anderer Form als persönlicher Elternschaft zu leben, bezeichnet doch Generativität im allgemeinsten Sinne des Worts die menschliche Fähigkeit, individuell und kollektiv um das gegenseitige Angewiesensein der Generationen zu wissen und es im eigenen Handeln zu bedenken. Darin liegen spezifische Potenziale der Sinnggebung für das individuelle und soziale Leben. Ob sich jemand für oder gegen Familie entscheidet, aus welchen Gründen und in welcher Form auch immer, am Horizont steht eine existenzielle Antwort auf eben diese Sinnfrage. Viele der im Prolog genannten Phänomene lassen sich unmittelbar oder mittelbar in diesen Zusammenhang rücken.

These 4: Familiäre Generationenbeziehungen begründen Lernen und Identitäten

Diese These mag auf den ersten Blick an den alten familienwissenschaftlichen Lehrsatz erinnern, Familie sei die primäre und somit wichtigste Instanz von Sozialisation, also der Person- und Sozialwerdung des Einzelnen. Doch Differenzierungen sind heute

notwendig, auch im historischen Rückblick. Denn längst nicht in allen sozialen Milieus war und ist die Familie der bevorzugte soziale Ort von Lernen und Entwicklung. Um diese vereinfachende und oft idealisierende Sichtweise zu korrigieren, die damit verbundene rhetorische Verdinglichung zu vermeiden und dennoch wachsam für Eigenheiten zu bleiben, lautet der Vorschlag, die Prozesse des Lernens zwischen Müttern sowie Vätern und Kindern, sinngemäss auch zwischen Grosseltern und Enkelkindern, als prototypisch für Sozialisation zu verstehen.

Dazu gehört vorab das Spannungsfeld von Gemeinsamkeit und Verschiedenheit vor dem Hintergrund und im Umgang mit der biologischen Ausstattung. Sie ist in der Wissenschaft, in der Praxis (beispielsweise der Medizin) sowie im Alltag ein häufiges Thema. Dabei setzt sich die philosophische und logische Denkfigur der Gleichursprünglichkeit von Natur und Kultur fort in der Formel der (individualisierenden) wechselseitigen Bedingtheit von *nature* und *nurture*. Diese Sichtweise überwindet die lange Zeit heftig geführten Kontroversen über genetische Determination, die jedoch neuerdings im Gewand des biologischen Fundamentalismus wieder aufblühen.

Im Weiteren öffnet sich so in der Generationenperspektive der Blick dafür, dass die Beziehung zwischen Eltern und Kindern – als einzige menschliche Beziehung – grundsätzlich unauflösbar ist, selbst wenn sie nicht intensiv gelebt wird. Darin ist die Chance angelegt, *Verlässlichkeit* zu erleben. Der Begriff meint: Ein Mensch kann lebenslang erfahren, dass ein anderer ihn akzeptiert und schätzt, wie auch immer er sich entwickelt und verändert, komme, was wolle. Verlässlichkeit ist der Treue verwandt, jedoch spezifisch auf die Person und die Lebensumstände bezogen.

Im Weiteren sind Eltern-Kind-Beziehungen Glieder in einer *Generationenfolge*. Das spricht ebenfalls dafür, sie als soziale Beziehungen par excellence zu betrachten, in denen sich Grundsätzliches über das aufeinander Angewiesensein von Jung und Alt und den Menschen überhaupt erkennen lässt. Das begründet eine soziale Ethik der Anerkennung. Ebenso wird man auf die Paradoxien von Autorität verwiesen.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die in familialen Generationenbeziehungen angelegten beispielhaften Formen menschlichen *Lernens*. Nicht nur lernen die Jungen von den Alten, sondern auch die Alten von den Jungen, und sie lernen gemeinsam, indem sie sich mit dem überkommenen Erbe zustimmend, kritisch und kreativ auseinandersetzen. Menschen können sich auf diese komplexe Weise das Erbe – mehr oder weniger – aneignen, es zu einem Teil ihres Selbst machen. Das ist eine Facette der Entwicklung einer persönlichen Identität.

Wesentlich ist für das Lernen Folgendes: Lernen kann zwar das mit Drill einhergehende Einüben einfacher Verhaltensweisen und den Erwerb von Wissen als Information beinhalten; viele Lerntheorien haben sich mit den Figuren *stimulus and response* sowie *Belohnung und Bestrafung* darauf konzentriert. Doch wenn es um mehr als nur simple Sachverhalte geht, wenn Emotionen und Motivationen mit im Spiel sind, stimmen die Situationen, die lernend erlebt werden, nicht völlig überein. Das trifft für familiales Lernen in mehrfacher Weise zu. Oft geschieht es im Feld des Intimen. Es findet in unterschiedlichen Lebensphasen statt, von der Kindheit bis ins Alter. Es geschieht in der Auseinandersetzung mit dem Unerwarteten, mit Glück und Unglück, mit Freud und Leid. Solches Lernen erfordert den Umgang mit Differenzen vor dem Hintergrund des Gemeinsamen. Dies ist eine weitere Facette der Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeit. Das alles kann auch in anderen Beziehungen und Kontexten geschehen. Doch vieles spricht für die Annahme, dass die meisten Menschen prägende Lernerfahrungen dieser Art in den Feldern familialer Generationenbeziehungen machen.

Man mag einwenden, diese Einsicht sei nicht neu. Doch sie wird hier mit dem Akzent vorgetragen, dass primär nicht die äussere Form von Belang ist, sondern die Dynamik der Beziehungsgestaltung, der Umgang mit Spannungsfeldern und Widersprüchen. Sie sind in den konstituierenden Aufgaben von Familie angelegt: der Gestaltung der persönlichen Generationenbeziehungen und der Ambivalenzerfahrungen, die dabei auftreten können. Damit rückt die Praxis in den Vordergrund.

These 5: Familiales Handeln ist ambivalente Praxis

Dieser Leitsatz enthält mit «Praxis» einen Begriff, der im Alltag selbstverständlich ist. Ich erachte es als fruchtbar, darüber hinausgehend ihn mit Einsichten zu verknüpfen, die in den neueren Kulturwissenschaften erarbeitet worden sind. Ich verbinde bildlich mit Praxis die Vorstellung eines Moleküls. Einzelne Autoren sprechen von molaren Aktivitäten. Angewandt auf das Soziale ist damit ein Handlungsmuster gemeint, in dem sich Erfahrungen mit dem Tun und Lassen bei der Lösung von konkreten Aufgaben verknüpfen, also beispielsweise dem Zubereiten einer Mahlzeit, dem Einrichten einer Wohnung, den Formen, wie mit Meinungsverschiedenheiten umgegangen wird, wie gemeinsame Ferien organisiert werden, aber auch etwa der Art und Weise, wie Empfängnis verhütet oder angestrebt wird.

Praxen haben oft den Charakter alltäglicher Rituale. Sie beruhen auf Gewohnheiten und Routine. Doch bei alledem müssen sie sich bewähren, sie erfordern, dass die Handelnden sie akzeptieren, umsetzen oder modifizieren. Sie sind, um ein anderes Bild heranzuziehen, ein mehr oder weniger fester Kitt des Alltags, der diesen zusammenhält, ihn sogar erstarren oder aber modellieren lässt. Praxen sind der Vorstellung einer Prägung verwandt, wie sie der Begriff des Habitus ausdrückt. Ebenfalls bedeutsam sind Rituale. Eine Praxis wird gelehrt und gelernt, oft sogar unter Zwang oder weil die Umstände keine Alternativen zulassen. Doch im Verständnis, das ich dem Begriff hier zuschreiben möchte, ist vorgesehen, dass sie individuell bedacht und mitgestaltet wird. Sie kann das Einfallstor für Subjektives sein. Es bestehen Doppelseitigkeit und Zweiwertigkeit, wobei unter Umständen die Routinen dominieren, die indessen nicht gewiss sind, sondern prekär bleiben. Denn Praxen sind grundsätzlich eingespannt zwischen Altem und Neuem. Sie werden befolgt und begründet, weil sie sich sowohl bewährt haben als auch umstritten sind, wenn sie tatsächlich oder vermeintlich aktuellen Bedingungen und Ansprüchen nicht genügen. Praxen schwanken oft ambivalent zwischen Beharren und Verändern.

Dieses Hin und Her und diese Offenheit sind kennzeichnend für die Art und Weise, wie heute Familie gelebt wird und gelebt werden kann. Ist generell von Familie die Rede, etwa wenn von Erziehungsstilen oder familialen Normen und Werten gesprochen wird, werden diese grundsätzliche Prozesshaftigkeit, die Unbestimmtheit und die Offenheit überspielt, abgewertet oder verdrängt. Demgegenüber lässt ein elaboriertes Verständnis von Praxis die Vorstellung zu, dass familiales Handeln und Leben sowohl stabil als auch in Bewegung ist. Um es plakativ zu formulieren: Familie, in mannigfacher Gestalt, ist eine sich immer wieder stellende, dynamische Aufgabe, nicht ein Wert, der ein für allemal feststeht.

Handeln in familialen Beziehungen erweist sich aus dieser Sicht als Feld, in dem sich täglich die gesellschaftlichen Widersprüche und die sich daraus ergebenden widersprüchlichen Ansprüche an die Familie zeigen. Offensichtliche Beispiele sind in der heutigen Wirtschaftsordnung etwa das Schwanken zwischen Beruf und Elternschaft, später zwischen Familientätigkeit und Erwerbstätigkeit, zwischen Familie und Institution bei der Betreuung der Kinder und am anderen Ende des Familienzyklus die häusliche versus die institutionelle Pflege der Eltern.

Die Themen sind bekannt, ebenso die Strategien für Lösungen. Man kann dieses alltägliche Hin und Her unter dem Gesichtspunkt möglicher Ambivalenzen betrachten, indem es darum geht, sich mit Gegensätzlichem auf seine eigene Weise

zu arrangieren und es auszuhalten. Damit kommen letztlich persönliche Gefühle, Gedanken und Bewertungen ins Spiel. Das Erleben von Ambivalenzen, wenn sie zugelassen und erkannt werden, tangiert den Einzelnen als Subjekt. So gesehen sind sie nicht einfach störend und lästig, sondern den einzelnen Menschen als Person herausfordernd. Sie verweisen auf Prozesse des Suchens, können Belastungen und Chancen beinhalten.

Dem entspricht die Überzeugung, dass die Menschen die Fähigkeit haben, für Ambivalenzen sensibel zu sein, sie zu erleben, zu erkennen und mit ihnen umzugehen. Das bedeutet, in ihrem Handeln alternative Möglichkeiten zu bedenken und auf Gefühle zu achten, sich und anderen Zeiten des Wartens und Zögerns einzugestehen und sich aus den Zwängen einer eindeutigen, geradlinigen Rationalität befreien zu können. Stattdessen wird der Möglichkeitssinn aktiviert. Vieles spricht dafür, dass familiäre Aufgaben und familiales Leben, ob gemeinsam oder getrennt, reich an Ambivalenzerfahrungen sind. Doch Familienbeziehungen sind, wie unzählige Beobachtungen zeigen, nicht nur ein Feld, wo Ambivalenzen erfahren werden, sondern auch eines, wo gelernt werden kann, sie zu kultivieren.

These 6: Die Mannigfaltigkeit von Familien erfordert mannigfaltige Politiken

Familienpolitik gab es, lange bevor der Begriff dafür entstand, weil eben die Art und Weise, wie Generativität praktiziert wird und die Generationenfolgen verstanden werden, von grosser Tragweite für die Ordnung des menschlichen Zusammenlebens ist. Bräuche, Sitten und das Recht regeln sie in bewahrender Perspektive. Die soziale Frage im Zuge der Industrialisierung und Modernisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte zur Schaffung von Instrumenten und Institutionen zur Familienpolitik in engerem Sinne. Ihr Charakteristikum war die Verschränkung von Hilfe mit sozialer Kontrolle im Sinne des bürgerlichen Familienideals. Es bestimmte die Familienpolitik im Gefolge der beiden Weltkriege und ist bis in die Gegenwart prägend für das Verständnis und die Organisation von Familienpolitik. Das zeigt sich in der starken Ausrichtung auf finanzielle Massnahmen. Begriffe wie «Familienzulagen» und «Steuererleichterungen für Familien» transportieren – unhinterfragt – die Vorstellung, Familien bedürften primär der Unterstützung. Doch wenn man so argumentiert – besonders häufig werden ausländische Familien oder jene von Alleinerziehenden

genannt – begibt man sich in die Fallstricke von Verallgemeinerungen, die sich an äusseren Merkmalen orientieren. So sind beispielsweise längst nicht alle Alleinerziehenden in einer prekären Situation.

Hier zeigt sich ein Dilemma: Familienpolitik scheint eine auf die Form bezogene Definition von Familie vorauszusetzen, die wiederum durch die Massnahmen des familienpolitischen Handelns bekräftigt wird, indem die Berechtigten bezeichnet werden. Unter den heutigen Bedingungen gesellschaftlicher Pluralität ist folglich eine Mehrfachstrategie vonnöten.

Ein erster Grundsatz ist, dass Familienpolitik unterschiedliche Träger braucht, nämlich den Staat, freie Träger (wozu unter anderem kirchennahe Organisationen gehören) sowie Eigeninitiativen (freie, spontane Zusammenschlüsse und Nachbarschaften). Dabei sind Koordination und Kooperation wichtig, was die Formulierung übergreifender Grundsätze nahelegt.

Ein zweiter Grundsatz lautet, dass es beim familienpolitischen Handeln grundsätzlich darum geht, die in Familien und durch sie erbrachten gesellschaftlich relevanten Leistungen anzuerkennen und ihr Leistungspotenzial zu fördern, insbesondere, wenn es zeitweise beeinträchtigt ist. Diese Gedanken weiterführend kann man argumentieren, dass durch familiales Handeln Vermögen im doppelten Sinne des Wortes geschaffen werden kann und auch geschaffen wird. Vermögen bezeichnet zum einen Leistungen, die monetär erfasst werden können, zum andern und eng damit verbunden meint es die Vermittlung von Daseinskompetenzen in der Gestaltung zwischenmenschlicher, durchaus auch konfliktiver Beziehungen von lebenslanger Dauer. (Das Schwanken zwischen der monetären und der ideellen Einschätzung familialer Leistungen kennzeichnet typische Ambivalenzen des familienpolitischen Diskurses.)

Ein dritter Grundsatz fordert, kritisch darauf zu achten, ob und wo familiales Handeln für andere Zwecke instrumentalisiert wird. Dass es als Mittel zur Disziplinierung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen benutzt wurde, zeigt die Geschichte. Das traf tendenziell auf die Frauen zu, ferner auf die Fabrikarbeitenden oder die sogenannten Fahrenden. Instrumentalisierungen finden sich heute in den Bemühungen zur Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbstätigkeit, nämlich dort, wo die ganze Koordinationslast den Familien auferlegt wird. Dann kommt es zur sogenannten Entgrenzung von Familie im Sinne unbeschränkter zeitlicher Verfügbarkeit von Müttern und Vätern entsprechend den Anforderungen des Arbeitsmarkts.

Familienpolitik ist nicht schlicht Sozialpolitik, ebenso wenig ist sie einfach Bevölkerungspolitik oder Gesundheitspolitik. Um ihre Weite und Aktualität zu erfassen, gibt

es Vorschläge, sie aus der ihr in den Augen vieler anhaftenden Aura des Traditionellen zu lösen, ihrer teils tatsächlichen, teils wünschenswerten Vielfalt von Aktivitäten und Trägern Rechnung zu tragen, indem sie in einen umfassenderen konzeptuellen Zusammenhang gerückt wird. Eine solche Idee ist die Konzeption einer *Generationenpolitik*. Als ihr Ausgangspunkt wird die menschliche Generativität gewählt, die als Aufgabe alle Lebensspannen überdauert und zahlreiche Felder des privaten und öffentlichen Handelns sowie deren Vernetzung in den Blick nimmt. Sie lässt sich menschenrechtlich begründen, nämlich mit dem Ziel, die privaten und die öffentlichen Generationenbeziehungen zu stärken, allen Beteiligten die Entfaltung zu eigenständigen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten zu ermöglichen und dabei auch die Belange künftiger Generationen zu bedenken. Allerdings bedarf eine solche offene Umschreibung von Generationenpolitik der Konkretisierung und stösst dabei, wie die Erfahrung zeigt, auch auf Widerstand wegen des Ressortdenkens in der Verwaltung und bei etablierten Trägern, die auf eine bestimmte Klientel fixiert sind. Das schliesst indessen nicht aus, dass die Idee der Generationenpolitik als Anregung ihre Wirkung entfaltet.

Epilog: Unergründlichkeit

Von familialer Mannigfaltigkeit zu sprechen, lässt sich in mehrfacher Weise rechtfertigen. Das gilt für die Verhaltensweisen und die Beziehungen, die für die menschliche Generativität in allen Lebensphasen bedeutsam sind; gemeint sind aber auch das Wissen darüber und die Überzeugung, was geboten ist. Weitert man den Horizont aus und fasst die Lebensformen in den ethnischen, sozialen und politischen Minderheiten und – noch weiter – jene in anderen Kulturräumen ins Auge, vervielfacht sich die Mannigfaltigkeit. Sie ist überdies geschichtlich bedingt. Darin zeigen sich die politischen Kräfteverhältnisse und Auseinandersetzungen, die sich unmittelbar oder mittelbar auf Familien beziehen oder anstreben, diese für andere Ziele und Zwecke zu instrumentalisieren.

Dieser Text ist in einer kulturalistischen Perspektive in Bezug auf die Familie geschrieben, denn er ist der Versuch, zu skizzieren, wie angesichts dieser mehrfachen, spannungsvollen und widersprüchlichen Mannigfaltigkeit Familie als in der menschlichen Natur angelegte Kulturleistung verstanden werden kann, die sozial immer wieder neu zu gestalten ist. Im Fokus ist das übergreifende sinnstiftende Potenzial familialer Aufgaben für den Einzelnen und das soziale Zusammenleben. Familien

lassen sich dementsprechend definieren als auf die Gestaltung menschlicher Generativität hin angelegte Lebensformen, die der gesellschaftlichen Anerkennung bedürfen.

Der vielfachen Mannigfaltigkeit, den Möglichkeiten sowie den Zwängen entspricht auf der Ebene des praktischen Handelns die Erfahrung unterschiedlicher Ambivalenzen, mit denen Familie gelebt und gleichzeitig immer wieder in Frage gestellt wird. Diese Ambivalenzen lassen sich somit ihrerseits als Ausdruck widersprüchlicher gesellschaftlicher Bedingungen analysieren, unter denen heute die familialen Aufgaben gestaltet werden können und müssen. Doch in ein und demselben Text von der Familie zu sagen, es gäbe sie nicht, und dennoch darüber zu schreiben und sogar eine Definition zu versuchen, ist zugegebenermassen paradox.

Ein bio-soziokulturelles Verständnis ermöglicht indessen, zu umschreiben, inwieweit wir Menschen fähig sind, die uns eigene Generativität zwischen Geburt und Tod sowie darüber hinaus unter Bedingungen postmoderner Gesellschaftlichkeit zu begreifen und zu gestalten. Gleichzeitig kann bedacht werden, dass wir uns in der Gestaltung dieser Aufgaben als individuelle sowie gemeinschaftsfähige Subjekte zu erfahren und zu verstehen vermögen. Doch eben diese menschliche Subjektivität, die sich im Umgang mit Ambivalenzen zeigt, ist letztlich nicht vollständig zu fassen. Sie verweist auf eine Unergründlichkeit menschlichen Lebens und Erlebens, worin Offenheit zugleich Chance und Last ist. Weil es in den Familien philosophisch-abstrakt und alltäglich-konkret um eben dieses Menschsein geht, mag es angemessen und fruchtbar sein, die Idee einer immer wieder neu zu bedenkenden Unergründlichkeit von Familie zu erwägen. Vielleicht liegt gerade darin der faszinierende Eigensinn von Familie.

Anmerkungen

- ¹ Ich habe die Einladung, diesen Beitrag für das Caritas-Jahrbuch 2016 zu schreiben, als Vorschlag verstanden, in einem Essay einige Gedanken darzulegen, die mich im Laufe meiner Arbeit im Feld der soziologischen Analyse von Familie immer wieder beschäftigt haben und mir wichtig geworden sind. Ich wähle dazu die Form eines kleinen Vademekums, sinngemäss übersetzbar als «Begleiter», für die immer wieder neu ansetzende Annäherung an das Thema «Familie». Ich stütze mich dabei teilweise auf frühere Texte und verzichte auf Literaturverweise, sondern verweise auf die Website www.kurtluescher.de. Sie orientiert über einschlägige Arbeiten und das mittlerweile siebensprachige Compendium «Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik» (www.generationencompendium.de). Ich danke Yvon Csonka vom Bundesamt für Statistik für einen kritischen Blick auf die verwendeten demografischen Daten, Joshua Shepherd für seine Mitarbeit als studentische Hilfskraft sowie dem Exzellenzcluster 16 «Kulturelle Grundlagen von Integration» für die finanzielle Unterstützung.